Zeitschrift: ASMZ : Sicherheit Schweiz : Allgemeine schweizerische Militärzeitschrift

Herausgeber: Schweizerische Offiziersgesellschaft

Band: 137 (1971)

Heft: 3

Artikel: Was haben wir zu verteidigen?

Autor: Schoop, Albert

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-46694

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Stellungnahme des Zentralvorstandes der Schweizerischen Offiziersgesellschaft zu den Reformen der Ausbildung und Erziehung

Anläßlich der Sitzung vom 15./16. Januar in Lausanne befaßte sich der Zentralvorstand der Schweizerischen Offiziersgesellschaft unter dem Vorsitz von Oberst i Gst Heinrich Wanner (Basel) eingehend mit den Reformen in der Ausbildung und Erziehung in der Armee. Im Mittelpunkt der Überlegungen standen einerseits der Bericht der Kommission Oswald und anderseits die auf Grund dieses Berichtes bereits in Kraft gesetzten Maßnahmen. Über den Bericht und die Maßnahmen wurde der Zentralvorstand gleichzeitig mit der Öffentlichkeit anfangs Dezember des letzten Jahres orientiert.

Die nun gültigen neuen Bestimmungen im Dienstreglement betreffen den formalen Bereich und zeigen den Reformwillen unserer Armee.

Die neuen Formen an sich stärken aber die Wehrkraft allein nicht. In ihrem Bericht stellt die Kommission Oswald ausdrücklich fest, daß ihre Anträge nicht den Charakter eines Auswahlkatalogs haben. Der Zentralvorstand der Schweizerischen Offiziersgesellschaft teilt diese Auffassung vollumfänglich, und er erwartet, daß die ungleich bedeutenderen materiellen Reformen mit größter Dringlichkeit ebenfalls verwirklicht werden. Sie entsprechen überdies zu einem bedeutenden Teil früheren Vorstößen der Schweizerischen Offiziersgesellschaft.

Zu den materiell maßgebenden Reformen zählt der Zentralvorstand der Schweizerischen Offiziersgesellschaft insbesondere die Verbesserung der Kaderausbildung und der Rekrutierung. Dringend muß das Instruktorenproblem gelöst werden. Die Einrichtungen der Waffenplätze müssen in jeder Hinsicht verbessert und permanente dezentralisierte Truppenübungsplätze, insbesondere für den Abwehrkampf gegen Panzer und den Ortskampf, neu geschaffen werden. Auch eine Verbesserung der Mittel und Methoden zur Darstellung des Feindbildes ist dringend notwendig. Schließlich müssen auch Maßnahmen zur Förderung der körperlichen Leistungsfähigkeit getroffen werden.

Diese substantiellen Reformen erfordern geistige und materielle Investitionen. Sie müssen zur Sicherstellung der bestmöglichen Ausbildung jedes einzelnen Wehrmannes dringend vorgenommen werden, damit er seinen Auftrag im Ernstfall optimal erfüllen kann. Es geht dabei nicht zuletzt auch um seine Sicherheit und Überlebenschance, die mit der Ausbildung direkt zusammenhängen.

Die Verwirklichung dieser großen Aufgaben erfordert die geistige Bereitschaft aller Träger der Armee. Eine ständige, frühzeitige und umfassende gegenseitige Information gehört zu den Voraussetzungen zur Erreichung dieser Ziele.

Was haben wir zu verteidigen ?

Major Albert Schoop

Im Gedenken an Oberstbrigadier Jules Weibel, gestorben am 12. Dezember 1970.

Im H+H-Kurs einer Grenzbrigade war dem Referenten die Aufgabe gestellt, in einem einstündigen Vortrag Antwort zu geben auf den Angriff gegen unsere Staats- und Wirtschaftsordnung, den gutgedrillte Vertreter der Neuen Linken in einem vorangehenden Forumsgespräch führten. Was situationsbedingt war, wurde in der nachfolgenden schriftlichen Fassung des Referats weggelassen. Die Dreiteilung – Beurteilung der Lage, Möglichkeiten unserer Verteidigung, Inhalt der Verteidigung – konnte beibehalten werden.

Wir haben vor kurzem den einzigartigen Triumph der Menschheit mitlerlebt, die Landung zweier Menschen auf dem Mond. Wir stehen auch in der Schweiz wirtschaftlich, technisch und wissenschaftlich in einer Zeit glänzender Erfolge. Wir sind reich, ein Volk ohne materielle Not, das auf ein volles Viertel-jahrhundert einer unglaublichen Konjunktur zurückblicken kann. Die Söhne Wilhelm Tells sind Großverdiener geworden, und in keiner Periode unserer über 680 Jahre reichenden Geschichte haben wir Eidgenossen eine solche Entfaltung äußerer Reichtümer erlebt, eine solche Produktivität entwickelt, einen solchen augenfälligen und breiten Wohlstand, eine solch lückenlose Reihe von zwei Dutzend fetten Jahren gehabt. Aber auch wir, die wir es «zu etwas gebracht» haben, erleben seit einigen Jahren, wie eine Jugend sich auflehnt gegen die Segnungen einer Leistungsgesellschaft. Es ist ja nicht die gesamte Jugend, es sind vor allem jene jungen Leute führend beteiligt, die auf gewissen Fakultäten der Hochschulen studieren, und andere, die als Künstler und Literaten erfahrungsgemäß Mühe haben, sich in eine Ordnung einzufügen.

Das Überraschende an dieser Jugendrevolte ist ihr beinahe gleichzeitiges Auftreten in allen hochindustrialisierten Staaten, 1965 in Berkeley (USA), 1966 in Nanterre bei Paris, in Berlin, Frankfurt, Heidelberg wie im Globuskrawall von 1968 in Zürich. Noch überraschender ist ihr Widerhall in einzelnen Oststaaten, von Prag 1968 bis Belgrad 1970. Wir stehen vor einer Erscheinung, die nicht primär schweizerischen Ursprungs ist, sondern sich wellenförmig fortbewegt bis in unsere Breitengrade. Es handelt sich um eine weltweite Autoritätskrise, die sich als

Generationenkonflikt überall zeigt, am Familientisch, wo sich der Vater über die Phrasen, über Kleidung und Haartracht des Sohnes ärgert, in der Schule, wo der freie Sexualverkehr für Maturanden gefordert wird, an den Hochschulen, wo das Sichversenken in Bücher und Handschriften abgelöst wird durch stundenlanges Herumschwatzen, in den Gewerkschaften, wo die jungen Stürmer und Dränger zum radikalen Kurs aufrufen, um das «Klassenbewußtsein» der Arbeitenden zu wecken, in den Kirchen, wo junge Pfarrer eine «Theologie der Revolution» fordern, beim Militär, wo die äußere Form als Ausfluß autoritärer Gesinnung betrachtet und eifrig abgebaut wird.

Es ist aber nicht so, daß die revoltierende Jugend ohne Autorität auskommt: Wer erlebt, wie ein Rhythmus, eine Melodie, eine Popgruppe plötzlich internationale Beachtung erhält, wie Parolen mit Windeseile herumgeboten werden, wie junge Schweizer das Verhalten ihrer ausländischen Kommilitonen blind nachäffen, wird erkennen, daß diese Jugend sich wohl antiautoritär benimmt, aber nicht ohne neue Autoritäten lebt. Sie lehnt die bisherigen ab, lehnt den Zwang der Konvention ab, die Besinnung auf die nationalen Werte auch, weil sie in einer klein gewordenen Welt von internationaler Brüderlichkeit träumt. Hier haben wir das Wort: *Träume* sind es, wenn die schlaksigen, langhaarigen Jünglinge herumsitzen und herumliegen, auf die Musik eines Bob Dylan lauschen und Sehnsüchte produzieren. Sie suchen der allzu rationalen Wirklichkeit zu entgehen und sehnen sich nach dem Irrationalen, dem Fernen. Sie schwärmen von einer Weltgemeinschaft mit Frieden und friedlichen Menschen, die sich Blumen schenken, von einer internationalen Ordnung, die keine Kriege und keine Rassenkonflikte kennt. Sie möchten aufgehen in der Gemeinschaft mit Gleichgesinnten.

Die Harmlosigkeit einer idealistischen, an das Gute im Menschen, an den Völkerfrieden glaubenden Jugend, die sich in der modernen Leistungsgesellschaft ein Stück Eigenleben bewahren wollte, wurde rücksichtslos ausgenützt von einigen Propheten und Rattenfängern, die es verstanden haben, diese jungen Leute zu radikalisieren. Theorien, die seit 125 Jahren als einseitig und undiskutabel galten, wie die Klassentheorie, die Klassenkampftheorie, die Mehrwerttheorie (Ausbeutertheorie) oder die Verelendungstheorie von Karl Marx, wurden hervorgekramt und den ungeschulten, ahnungslosen Jugendlichen als letzte Wahrheit verkündet. Modewörter, Schlagwörter kamen plötzlich auf, die Phrase von der herrschenden Klasse, vom «Establishment», das die Maßen unterdrücke, so daß sie sich nicht frei entfalten können. Die Arbeiter seien, so wurde behauptet, in der spätkapitalistischen Welt «integriert» worden und daher unfähig zur sozialen Revolution, also müssen die Studenten ihnen als revolutionäre Kraft dienen. Was ein simpler Tatbestand der Nachwuchsförderung war, die Raumnot an den Hochschulen – die Gründung neuer Mittelschulen, der allgemeine Zug zur Hochschule, der Zustrom ausländischer Studenten brachte größere Schülerzahlen –, mußte herhalten, um die «Pleite der kapitalistischen Gesellschaft» aufzudecken. Reform der Hochschule wurde in dieser Sicht zum «Kampf um antikapitalistische Strukturreform». In Abwandlung des marxistischen Denkschemas wurde das Ende der spätkapitalistischen Gesellschaft verkündet, die unfähig sei, den Umweltschutz zu gewährleisten, und sich selbst zerstöre. Wie ein Lauffeuer pflanzen sich solche Irrlehren fort, die diesen in Bewegung geratenen Jugendlichen als neue Wahrheiten dienen. Der Widerspruch ist augenfällig. Im gleichen Zeitpunkt, da sich die Neue Linke gegen die Autoritäten im Westen wendet, steigt China zur Atommacht auf. Während sich die Sowjetunion nach Jahren eines erbittert geführten Kalten Krieges auf der Basis des atomaren Gleichgewichts zur Koexistenzphase entschließt, tritt Mao Tse-tung in die Fußstapfen des russischen Bolschewismus. Als Landesvater eines 750-Millionen-Volkes wird er zurechtgerückt, als ein gütiger, lächelnder, freundlicher Mann präsentiert, ein harmloser früherer Revolutionär mit Altersweisheit, und die staunende europäische Jugend entdeckt das rote Büchlein dieses Schlaumeiers, ein Gemisch aus altchinesischer Spruchweisheit und taktischen Anweisungen für die Revolution. In dieser Unruhe, dieser Suche nach neuen Autoritäten, werden auch die bärtigen Männer zu Idolen, ein Fidel Castro, ein Che Chevara, so wie vor mehr als 100 Jahren nicht Graf Cavour, der Wegbereiter der italienischen Einigung, der Realpolitiker, die Jugend begeisterte, sondern Giuseppe Garibaldi, der Draufgänger, und Mazzini, der ewigverfolgte Unruhestifter.

Vor wenigen Jahren erst, im günstigen Augenblick, kam jener Prophet einer neuen Zeit auf, der in früheren Jahren kaum beachtet worden ist, ein hängengebliebener Philosoph und Soziolog der dritten Garnitur. Heute belastet dieser Marcuse den deutschen Wortschatz mit Begriffen, die in vieler Mund sind: Repression, Manipulation, Frustration ... Ein ganzes Arsenal von Fremdwörtern ist aufgeboten, die Ahnungslosen zu verwirren, Begriffe, die wir zum mindesten kennen sollten, wenn wir die Abwehr einleiten. Auch die Neue Linke spricht in Formeln. Es fällt sofort auf, wie negativ sich ihre Vertreter ausdrücken: Permanente Sozialkritik, ätzende Gesellschaftskritik, ständiges Rütteln an der bestehenden Ordnung heißt die Weisung. Aber im Moment, wo diese jungen Leute in einfachen, verständlichen Worten sagen sollten, was sie eigentlich wollen, wie es nach ihrer Meinung besser werden soll, was gelten darf, wie die Schweiz in einem Idealzustand aussehen muß, ziehen sich die Propagandisten der besseren Zukunft zurück. Viele Probleme sollen erst studiert, genauer untersucht werden. Das ist keine Unsicherheit, sondern Taktik, das, was Herbert Marcuse «die große Weigerung» nennt. Es gehört zur langfristigen Strategie der Neuen Linken, daß sie dem Bürger nur bewußt machen will, was nicht in Ordnung sei: Hochschulprobleme, autonomes Jugendzentrum, Weihnacht als «kapitalistischer Konsumterror», Unterdrückung an Mittelschulen und im Militär. Um diesen Prozeß der Bewußtseinsbildung zu fördern, werden die sogenannten Solidarisierungseffekte angestrebt: Es sollen alle das Bewußtsein bekommen, daß sie manipuliert, von der herrschenden Gesellschaft ausgenützt, von der Polizei belästigt, von der Armee unterdrückt werden. Die Polizei muß in erster Linie dazu gebracht werden, Fehler zu begehen, denn die Politik der Neuen Linken ist eine Politik der gezielten Provokation. Um diese langfristigen Aktionen zu ermöglichen, wird die etablierte Ordnung unterwandert. Die momentane Taktik ist bekannt, sie heißt Infiltration. Die Beispiele, wie die Rekrutenschulen, die Informationsträger infiziert, die Redaktionsstuben harmlos und beinahe unbemerkt unterwandert, die Zellen auch hierzulande organisiert werden, sind zahlreich.

Angesichts der Tatsache, daß sich eine im Vergleich eher gemäßigte Form des Jugendprotestes auch bei uns verbreitet, stellt sich die Frage, wie sich jene, die in der Jugend- und Bildungsarbeit stehen, zu verhalten haben. *Wie* verteidigen wir die Werte, die es zu verteidigen gilt? Ist Diskussion mit den extremen Verfechtern einer hoffnungslos überholten Irrlehre notwendig, ist sie überhaupt möglich und fruchtbar? Wären radikale Maßnahmen der Eltern angezeigt, die ihrem aus der Art schlagenden Sprößling den Kredit sperren könnten, oder der Universitätsbehörden, die jene überflüssigen Dauerschwätzer einer ver-

nünftigeren Tätigkeit zuführen müßten? Es gibt wohl verschiedene Wege. Das Gespräch mit den extremen Jugendlichen zeigt deutlich, wie die mittlere und die junge Generation oft nicht die gleiche Sprache sprechen. Wir beklagen uns gern über diese Jugendlichen, etwa so wie jener ältere Mann, der meinte:

«Ich habe keine Hoffnung mehr für die Zukunft unseres Volkes, wenn sie von der leichtfertigen Jugend von heute abhängig sein sollte. Als ich noch jung war, lehrte man mich gutes Benehmen und Respekt vor den Eltern, aber die Jugend von heute will alles besser wissen und ist immer mit dem Munde voraus.»

Ein anderer meinte:

«Unsere Jugend liebt den Luxus, hat schlechte Manieren, mißachtet die Autorität und hat keinen Respekt vor dem Alter. Die heutigen Jugendlichen sind Tyrannen. Sie widersprechen den Eltern, sie schätzen die Gesellschaft anderer, schlürfen beim Essen und tyrannisieren ihre Lehrer.»

In diese Klage stimmte ein dritter ein:

«Diese Jugend ist von Grund auf verdorben, sie ist böse, gottlos und faul. Sie wird nie wieder so sein wie die Jugend vorher. Ihr wird es nicht gelingen, unsere Kultur zu erhalten.»

Diese Texte sind alt: der eine stammt von Hesiod, einem frühgriechischen Dichter, ist also 2700 Jahre alt, der zweite von Sokrates, um 400 vor Christus, und der dritte Text stand auf alten babylonischen Tonscherben, die über 3000 Jahre alt sind. Die Klage über die Jugend ist im Laufe der Jahrhunderte mehr oder weniger deutlich zu hören, auch bei den alten Eidgenossen, deren Hauptleute nicht immer Freude hatten an den munter dreinfahrenden Gesellen.

Eine zweite Methode, neben der Klage, ist das passive Nachgeben, das Desinteresse. In dieser Kunst haben wir es auch hierzulande weit gebracht. Viele sind aus innerer Unsicherheit bereit zum Nachgeben, zur weichen Linie, zum Abbau des Überkommenen. Da werden Werte in Zweifel gezogen und schließlich fallengelassen, für die sich eine Generation vorher noch kräftig eingesetzt hat. Oft ist dieser Schwund zu verschmerzen, weil gleichzeitig andere Werte deutlicher hervortreten. Aber dieser Abbau ist manchmal beinahe eine Selbstaufgabe, dann bedeutet er Substanzverlust, und das ist bedauerlich. Vorschriften werden gestrichen, weil sie angeblich die individuelle Freiheit einschnüren, Ordnungen, Verhaltensweisen, geschriebene und ungeschriebene Gesetze verlassen, weil sie einem Teil der Betroffenen unbequem sind. Die weiche Linie hat sich aber noch nie bezahlt gemacht, weder gegenüber der Bedrohung durch den nationalsozialistischen Ungeist der dreißiger Jahre noch gegenüber den heutigen revolutionären Kräften, die um so mehr wollen, je mehr sie erreichen. Nachgiebigkeit ist keine politische Haltung, und Nachgeben um des Friedens willen hat sich noch nie gelohnt.

Weder die Klage noch die Nachgiebigkeit sind zu empfehlen. Die dritte, schweizerische Methode wäre der Dialog. Es ist wohl unsere Aufgabe, das Gespräch mit den Jugendlichen dichter zu führen, den Versuch zu unternehmen, an sie heranzukommen, sie für unsere Werte zu gewinnen. Das Experiment soll den Spreu vom Weizen scheiden. Was wir im Dialog mit der Jugend fordern dürfen, ist sportliche Fairneß und die Respektierung demokratischer Spielregeln. Aber die Dinge müssen beim Namen genannt, die Linien scharf gezogen werden. Der schweizerische Weg der Evolution soll hervortreten: Anerkennung jeder vernünftigen Neuerung, wenn sie in demokratischer Weise zustande kommt; gleichzeitig Ablehnung der Gewalt, des Terrors einer Minderheit, der Revolution. Selbstverständlich muß der Dialog von sicherer Grundlage aus geführt werden. Es gilt, die zu verteidigenden Werte in ihrer Bedeutung zu erkennen. Wir müssen die schweigende Mehrheit der Jugendlichen erreichen, sie heranziehen zu Gespräch und Mitverantwortung. Die extreme Linke muß in ihrer Phraseologie, ihrer Rhetorik, ihren Methoden erkannt werden. Warum sollten wir nicht deutlich sagen, wie sie systematisch die Werte unserer abendländischen freien Welt «verunsichert», daß die Entwürdigung, das Lächerlichmachen zu ihrer Methode gehört, daß sie die bestehende Gesellschaftsform unterhöhlen, die Staatsordnung, den Staat und die Diener dieses demokratischen Staates diffamieren will, damit diese Ordnung zum Umsturz reif wird und nach der Zerstörung eine egalitär-demokratische Idealgesellschaft aufgebaut werden könnte? Nach meinen Erfahrungen aus 25 Schulmeisterjahren an Gymnasien glaube ich an die guten Kräfte in unserer Jugend. Sie verdient Vertrauen. Und dann, wenn die kleine Minderheit der Querulanten, der revolutionären Stoßtrupps erkannt, ihre Drahtzieher im Hintergrund entlarvt und die Zelle isoliert ist, haben wir neu zu überdenken, was wir mit den normalen, gesund und vernünftig urteilenden Jugendlichen, und zwar miteinander, für verteidigenswert halten.

Die Frage, was verteidigenswert ist, stellt sich jeder Generation. Also gibt es Antworten aus allen Zeiten. Im geistigen Leben der Schweiz finden sich zu Hunderten Texte, die von einem Ringen um diese Werte zeugen. Einige Beispiele seien angeführt: Wie stolz kommt uns ein jahrhundertelanges Bewußtsein der Freiheit entgegen im alten Eid der Talbehörde von Avers, den sie jeweils auf der Landsgemeinde in Cresta, auf beinahe 2000 Metern, beschwören mußte:

«Wir haben von Gottes Gnaden ein schöne Fryheit, wir haben eigen Macht und Gewalt, zu setzen und zu entsetzen, wir haben eigen Stab und Siegel, Stock und Galgen, wir sind Gottlob keinem frömden Fürsten und Herrn nichts schuldig noch unterworfen, denn allein dem allmächtigen Gott.»

Wer hat das Wesen der Eidgenossenschaft im letzten Jahrhundert tiefer erfaßt als der Dichter Gottfried Keller in der Schützenfestrede Karl Hedigers im «Fähnlein der sieben Aufrechten»:

«Wie kurzweilig ist es, daß es nicht einen eintönigen Schlag Schweizer gibt, sondern daß es Zürcher und Berner, Unterwaldner und Neuenburger, Graubündner und Basler gibt, und sogar zweierlei Basler! Daß es eine Appenzeller Geschichte gibt und eine Genfer Geschichte; diese Mannigfaltigkeit in der Einheit, welche Gott uns erhalten möge, ist die rechte Schule der Freundschaft, und erst da, wo die politische Zusammengehörigkeit zur persönlichen Freundschaft eines ganzen Volkes wird, da ist das Höchste gewonnen!»

In dieser Rede ist alles zu finden, was auch heute noch zum Wesen der Schweiz gehört: Diese einzigartige Vielfalt, diesen geographischen und kulturellen Reichtum, den zu entdecken ein ganzes Leben nicht ausreicht, daneben die Toleranz, die Anerkennung der Minderheit, die nüchterne und bescheidene Art, an die Probleme heranzutreten, die Sachlichkeit, die Solidarität (Freundschaft in der Freiheit), die Liebe zum Land (das Nationalgefühl), die Vertiefung des Lebens durch das Religiöse (Ehrfurcht vor Gott).

Für die schwierigen Jahre des Ersten Weltkrieges, die beinahe zu einem Versagen der innerschweizerischen Solidarität, zu einem ernsten Graben zwischen Deutschschweiz und Welschland geführt haben, stehe die Rede, die Carl Spitteler, der Dichter und Mahner, Mitte Dezember 1914 vor der Helvetischen Gesellschaft in Zürich gehalten hat und in der es heißt, daß die Schweizer, die mit Frankreich, mit Deutschland und andern Nachbarn verbunden sind, mitbetroffen werden durch das Schicksal des Abendlandes:

«Die Gemeinsamkeit der politischen Ideale, die Gleichheit der Staatsformen, die Ähnlichkeit der gesellschaftlichen Zustände, ist das nicht auch eine Verwandtschaft? Die Namen 'Republik', 'Demokratie', 'Freiheit', 'Duldsamkeit' usw. bedeuten diese einem Schweizer etwas Nebensächliches?»

Dazu wäre die Mahnung Spittelers zu wiederholen, wenn wir Schweizer heute immer wieder als die Schulmeister der Weltgeschichte auftreten, sein Hinweis auf die Verhaltensregel,« die gegenüber sämtlichen fremden Mächten gleichmäßig Anwendung findet: die Bescheidenheit ... Und da wir einmal von Bescheidenheit sprechen, eine schüchterne Bitte: Die patriotischen Phantasien von einer vorbildlichen (oder schiedsrichterlichen) Mission der Schweiz bitte möglichst leise. Ehe wir andern Völkern zum Vorbild dienen könnten, müßten wir erst unsere eigenen Aufgaben mustergültig lösen.»

«Füllen wir angesichts dieser Unsumme von internationalem Leid unsere Herzen mit schweigender Ergriffenheit und unsere Seelen mit Andacht, und vor allem: nehmen wir den Hut ab. Dann stehen wir auf dem richtigen neutralen, dem Schweizer Standpunkt.»

Diese Sätze, mitten in eine ernste Auseinandersetzung gesprochen, gaben dem Bürger und Soldaten Halt, und zum erstenmal vielleicht auch das Bewußtsein, daß Neutralität eine Verpflichtung bedeutet.

Und heute? Haben wir noch Gelegenheit, uns bei den Schriftstellern über unser Land und über uns zu orientieren? Vielleicht bei einigen wenigen, nicht aber bei den Erfolgsautoren, die gern ihr persönliches Ressentiment gegen die helvetische Lebensform demonstrieren. Peter Bichsel, glossiert die Schweizer Armee so:

«Wenn unsere Armee eine nüchterne Angelegenheit wäre, könnte ich mich eher mit ihr befreunden. Der Schweizer lernt aber seine Waffe nicht für den Notfall handhaben, sondern an und für sich. Wir halten unsere Armee vor allem für notwendig, schon gar nicht für ein notwendiges Übel, sondern wir lieben sie. Sie ist unser Volksgut, unsere Folklore.»

Dann sucht der Schreiber nach dem Gemeinsamen, dem Staatsbewußtsein vielleicht:

«Wenn ich nach Basel, Zürich, Luzern komme, verstehe ich die Leute noch gut und stelle viel Gemeinsames auch außerhalb der Sprache fest, bezahle noch mit demselben Geld, bin noch nicht im Ausland, aber doch schon auswärts. Im Welschen und im Tessin bin ich bereits weiter weg: Italienisch kann ich nicht, Französisch macht mir Mühe ... Daß außer Sprache und Landschaft, außer persönlichen Umständen auch der Staat den Menschen beeinflußt, ist selbstverständlich. Es muß daher Gemeinsames geben. Ich weiß nicht, was es ist. Ich will es nicht wissen. Das Gemeinsame beeindruckt mich nicht, Gemeinsamkeiten schläfern ein, führen zur Selbstgerechtigkeit ...»

«Wir haben uns daran gewöhnt, Museum zu sein. Es macht auch Spaß, von Ausländern bewundert zu werden, und wer von einem 'Sonderfall Schweiz' spricht, meint damit das Museum Schweiz, eine Demokratie zu Demonstrationszwecken.»

Solch hilflosem Gestammel, das nur bei ahnungslosen jungen Leuten einiges Echo findet, sei die Stimme einer anderen Jugend entgegengesetzt. Im Einführungskurs 5 für FHD 1970 in Bernrain antworteten die jungen Fahrerinnen auf die überraschende Frage, was wir zu verteidigen haben, spontan mit folgenden Worten: Unser Land – die Grenzen – die Freiheit – den Staat – die Neutralität – die Heimat – das Recht ... Dann mußten sie ihre Ansicht begründen. Hier eine der Antworten:

«Der Staat – gemeint ist die Staatsform – kann auch im Frieden angegriffen werden. Er verlangt zu seiner Verteidigung die politische Wachsamkeit der Bürger. Es lohnt sich, unsere Staatsform zu verteidigen. Wir haben ein Mitbestimmungsrecht des Volkes, das weiter reicht als in andern Staaten. Bedroht wird es durch die Trägheit der einzelnen Bürger, die dem Staat immer mehr Aufgaben und Befugnisse einräumen, um sich nicht mehr darum kümmern zu müssen. Landesverteidigung mit dem Stimmzettel.»

Eine zweite Antwort: «Wir verteidigen das Vaterland. Daß jeder Mensch an seiner Heimat hängt, ist auch in unserer Industriezeit eine sentimentale Wirklichkeit. Damit wir dahin zurückkehren können, wenn wir wollen, muß es frei sein.»

Die schweizerische Haltung in der Auseinandersetzung dieser Zeit muß auf der klaren Erkenntnis einiger Grundwahrheiten unserer geistigen Existenz beruhen. Gemeint sind die folgenden: 1. Unser Werden. 2. Unsere Bindung. 3. Unser Dasein.

1. Unser Werden

Jedes Volk, das seinen Weg in die Zukunft finden will, muß die Entwicklung bis zur Gegenwart kennen und berücksichtigen, muß seiner Vergangenheit, seiner jüngsten Geschichte bewußt sein. Zur Zeit ist es Mode, die Geschichte zu verketzern, und die Neue Linke verkündet eine Zukunft ohne Vergangenheit, oder wenn sie von Vergangenheit spricht, tut sie es einseitig, einäugig, mit Fakten, die nur ihre Thesen untermauern sollen. Man macht hierzulande reichlich in Zukunftsforschung, in Futurologie, und zwar nicht nur als Planung, sondern als Spekulation, als geistige Bocksprünge. Dies ist weit gediehen: Die Hochschulen vertreiben prospektive Studien am Laufmeter. Nun gibt es aber keine Gegenwart ohne die Vergangenheit, keine Zukunft ohne die Errungenschaften und Hypotheken einer früheren Zeit, und weil die Schweizer Geschichte uns den Schlüssel für die heutigen Verhältnisse liefert, die eine revolutionäre Garde umstürzen möchte, wird von dieser extremen Seite her auch die Vergangenheit des Landes «verunsichert».

Wir haben aus dem 19. Jahrhundert eine Geschichtsbetrachtung überliefert erhalten, die von Wilhelm Tell über Ueli Rotach bis Alois Reding eine unablässige Folge von Heldentaten berichtet, eine Galerie von Heroen aneinanderreiht und der Landesmutter Helvetia beigesellt hat, in der stillschweigenden Voraussetzung, die Reihe werde in die Gegenwart fortgesetzt. Diese Heldenverehrung ist längst überwunden, doch haben wir es nicht verstanden, an die Stelle der konkreten Gestalten mit Symbolwert die geistigen Werte unserer Geschichte zu setzen. So lebt der Schweizer im technischen Zeitalter ohne deutliches Geschichtsbewußtsein. Er beginnt aus lauter Angst vor dem Pathetischen, vor dem Feierlich-Patriotischen, vor der eigenen Vergangenheit davonzulaufen. Er hat Angst vor dem Vaterlandsgefühl und verliert 25 Jahre nach dem Ende des Aktivdienstes die innere Beziehung zur jüngsten Geschichte. Symptomatisch ist auch, daß in der neuen Maturitäts-Anerkennungsverordnung des Bundes vom Jahre 1968 Geschichte und Staatskunde nicht als Prüfungsfach aufgeführt werden.

Was lehrt unsere Geschichte eigentlich? Zuerst einmal das Lebensrecht des Kleinstaates. Die Schweiz ist nur ein kleines Land, ein unbedeutendes, ursprünglich karges und armseliges Land. Die Vorfahren haben es bestellt und abgesichert, so daß wir heute ein Staatsgebiet haben, auf dem 6,2 Millionen Menschen friedlich beisammenleben können. Sein Reichtum an landschaftlicher Vielfalt und Schönheit ist unbestritten. Nun sei allerdings zugegeben, daß die Kleinheit, die Enge des Landes vielen Schweizern zu schaffen macht, die nach dem Wort von Karl Schmid ein «Unbehagen im Kleinstaat» verspüren. Daß der

Kleinstaat heute Mühe hat, sich dem Zug ins Große, ins Gigantische zu entziehen, stellt viele vor die Frage, ob dieser Zwerg überhaupt noch eine Zukunft hat. Sicher ist die Schweiz von heute klein, gemessen an modernen Dimensionen, aber sie ist nicht zu klein für jene geistigen Werte, die sie zu hüten hat. Denn die Eidgenossenschaft ist zugleich ein europäischer Kleinstaat. Sie ist dem Namen nach ein christliches Land, ihre Bewohner sind Träger eines abendländisch-freiheitlichen Geistes, der seine Wurzeln im Denken der Griechen, im Humanismus des Christentums, im Idealismus der Aufklärung hat. Daß es gelungen ist, dieses Land über 680 Jahre lang als politische Größe zu halten, ist eine geschichtliche Leistung, zu der wir stehen dürfen. Ihren tieferen Sinn bekommt die schweizerische Existenz durch die Geschichte. Zu diesem Werden, zu dieser Tradition, sollten wir uns auch in dieser vorübergehend ahistorischen Zeit bekennen.

2. Unsere Bindung

Die zweite Grundwahrheit ist die Eid-Genossenschaft. Hier hat sich die besondere Form eines freien Staatswesens entwickelt, die im Gebirge entstandene, im Kampf gegen Naturgewalten erhärtete Genossenschaft, ein Unikum in der Völkerfamilie auf der Welt. Diese politische Größe, heute vielschichtig, komplex, mit verteilter Verantwortung auf drei verschiedenen Ebenen, ist nicht das Ergebnis einer Staatstheorie oder eines Regierungsdekrets, eines Diktates oder eines Herrscherbefehls, nicht konstruiert wie manche Staaten in der farbigen Welt, die uns allzugerne schulmeistern, sondern herausgewachsen aus der jahrhundertelangen Erfahrung im kleinen Raum. Die Pfeiler dieser Staatsauffassung sind stark: Freiheit, Demokratie, Volkssouveränität, Föderalismus, soziale und politische Gerechtigkeit, Neutralität.

Die Gegenwart stellt dieser Eidgenossenschaft große und schwere Aufgaben. Da kommen nicht bloß bei den jungen Leuten Zweifel auf, ob unsere wohl etwas weitgehende Demokratie den Anforderungen der Zeit voll gewachsen sei. Das Unbehagen erfaßt viele, wenn sie einmal bedenken, in welchem Tempo unsere Demokratie einzelne Landesfragen anpackt, vom Gewässerschutz bis zur Orts- und Regionalplanung, von der Reinhaltung der Luft bis zum Landschaftsschutz. Daß ein junger Schweizer, der die Hintergründe nicht kennt, vom demokratischen Alltag einen etwas zwiespältigen Eindruck gewinnen kann, braucht ihm nicht zur Last gelegt zu werden. Daß hier die Extremisten ihre Chance erblicken, ist klar. Sie nützen das Unbehagen für ihre Zwecke aus.

Die Demokratie hat viele Fehler. Sie sollen nicht verschwiegen werden. Wenn wir ehrlich sind, uns selber Fehler eingestehen, menschliche Schwächen, Irrtümer, so dürfen wir wohl auch den Institutionen, die wir geschaffen haben und heute tragen, solche Unebenheiten zubilligen. Das Schöne dabei ist, daß wir sie im Rahmen unserer Möglichkeiten als Bürger und Soldaten mitkorrigieren können. Die Demokratie ist kein starres System, nichts Statisches, sondern ein Prozeß, etwas sich Veränderndes. Darin besteht doch der Sinn der Eidgenossenschaft, daß sie Menschen verschiedener Herkunft, verschiedener Religion, verschiedener Sprachen und Kulturen die Möglichkeiten gibt, nach besseren Wegen des Zusammenlebens, der Rücksichtnahme auf Minderheiten, der Gerechtigkeit, des sozialen Ausgleichs zu suchen. Hören wir doch auf mit der Idealisierung unserer Verhältnisse. Wir können unsere jüngeren Bürger ruhig auf das Fragwürdige, das Unvollkommene unserer Staatsform aufmerksam machen, mit der Bemerkung, daß es *ihre* Aufgabe sei, diese Unzulänglichkeiten möglichst bald zu beseitigen.

3. Unser Dasein

Das dritte aber, was wir verteidigenswert finden, ist unsere ganze Lebensform. Hier sind die klarsten Unterschiede: Die Neue Linke sieht den Menschen einseitig als gesellschaftsbedingt, als das Produkt verschiedener Faktoren: Vererbung, Umwelt, Gesellschaftsform, also als ein leicht bestimmbares (manipulierbares) Wesen, als Marionette beinahe. Und die sogenannte herrschende Klasse stellt die Spieler dieses Marionettentheaters. Dieses mechanistische Menschenbild stammt aus dem tiefsten 19. Jahrhundert und dürfte bei geistig wachen Schweizern kaum die von den Neomarxisten erhoffte Renaissance erleben. Unser Menschenbild ist anders: Wir wollen als Schweizer nur das eine, nämlich frei und unabhängig sein. Der Mensch, Gottes Ebenbild, ist nach unserer Auffassung zur Freiheit geboren und zur Verantwortung gegenüber seinem Schöpfer und seinen Mitmenschen bestimmt. Wir möchten rücksichtsvoll, verträglich, tolerant sein. Dem Menschen kommt eine innere Würde zu, die im abendländisch-christlichen Denken am reinsten respektiert wird. Indem wir unsere Lebensform verteidigen, schützen wir zugleich ein Stück geistiges Europa, ein Stück Abendland, denn dieses Bild des zur Freiheit und Selbstverantwortung aufgerufenen Menschen, der sich in einer kleinen Gemeinschaft mit andern, in einer Eid-Genossenschaft, zusammenschließt, ist zutiefst dem christlich-humanistischen Abendland verpflichtet.

Die Frage, ob es heute noch Sinn hat, zu diesen drei Werten – zur Vergangenheit, zur Staatsform, zur Lebensform – zu stehen, muß jeder einzelne selber lösen. Daß wir als kleines Land nicht aus dem geschichtlichen Rahmen herausfallen können, in den wir gestellt sind, ist klar. Die Unruhe in der Jugend, die Veränderungen in unserer Umwelt sind so, daß sie eine Aktivierung der schweizerischen Werte notwendig machen. Widerstand und Verteidigungswille sind bei uns in weit stärkerem Maße vom einzelnen Bürger und Soldaten abhängig als anderswo, von seiner Einsicht, von seinem Glauben an die Zukunft des Landes, von seiner klaren Haltung dem Auftrag gegenüber, dieses Land zu schützen. Die Haltung, die wir bei uns, vor den Schülern, vor den Soldaten, anstreben, kommt aus dem Wissen um die geistigen Werte, die heute und morgen zu verteidigen sind. Lesen wir doch bei Lenin: «Eine in sich gefestigte Nation, in klarer Ordnung, mit gesunden sozialen Verhältnissen, ist gegen revolutionäre Propaganda und Staatsstreiche immun.» Der geistige Kampf um die Werte, die zu verteidigen sind, ist zu gewinnen mit der Überlegenheit des Denkens, in der Überzeugung, daß jene Werte, welche die Schweiz zu verteidigen hat, in jeder Skala oben stehen. Das verschafft Selbstvertrauen und die Zuversicht, daß die Eidgenossenschaft, die sich ja laufend umgestaltet, heute und in der Zukunft lebenskräftig ist, sich als Kleinstaat auch in veränderter Umwelt bewähren wird. Die Schweiz ist kein Museumsstück, wie Peter Bichsel sagt, sondern eine Aufgabe, und für sie brauchen wir alle, auch die unruhigen Jugendlichen.

«Offen und ehrlich muß man mit unserem Souverän sprechen; man muß ihm Torheit nennen, was Torheit ist, auch wenn man ganz gut weiß, daß er von seinen Höflingen verlangt, es als Weisheit zu preisen. Man darf aber nur so reden, wenn man den Beweis erbracht hat, daß man die Sache versteht und es ehrlich meint.»

(Ulrich Wille, «Skizze einer Wehrverfassung der Schweizerischen Eidgenossenschaft», 1899)